2.

Hohenzollern
bei Hechingen.

So ödet, dunkel trauernd,
Die alte Burg herab,
Und predigt: nichts ist dauernd,
Und ruhig nur das Grab! —

Tiedge.

2.

Hohenzollern.

Es ist einer der interessantesten Blicke in die deutsche Geschichte des mittlern Zeitalters, wenn man halbe Jahrtausende hindurch dem Auf- und Abkommen der kleinen und großen Fürstenfamilien zuschaut, Namen hervortreten und schwinden, manche Familie mit einem gewissen Ungestüm zu einer glänzenden Laufbahn emporsteigen und eben so schnell wieder verlöschen, so wie andere mit einer Dauer versprechenden Langsamkeit sich heben sieht. Wem muß es nicht merkwürdig seyn, daß die Stammväter von Joseph, Georg und Friedrich vor tausend Jahren in einem Bezirk Schwabens, ungefähr dreißig bis vierzig Meilen von einander entfernt, als rüstige deutsche Grafen und Ritter von Habsburg, von Altdorf und von Zollern zusammen gelebt haben. Man möchte den Historikern recht böse werden, die uns oft durch ersonnene vornehme Genealogieen ein solches schönes Providenzspiel zernichten wollen, oder es mit der albernsten aller Schmeicheleien gar zur Ehre eines Hauses rechnen, daß die Geschichte den Ursprung derselben nicht kenne.

In einer Entfernung von 5 bis 6 Meilen sieht man schon die alte Burg Hohenzollern auf ihrem gewaltig hohen Felsenkegel über alle sie umgebende Berge hinausragen. Man staunt über die Höhe, auf der sie schwebt, und je mehr man sich nähert, desto mächtiger wirkt ihr Bild auf den Wanderer. Ringsum freistehend, mit keinem Berge in Verbindung, erhebt sich der, bisweilen senkrecht abgeschnittene, Kalkfelsen aus einer gehügelten Fläche zu einer unglaublichen Höhe, und auf seinem Gipfel ruht die Burg mit ihren Thürmen, ihren Zinnen, ihren Warten und öden Gemächern, von Wolken oft umflossen. Wenige Felsenkegel von solcher Form möchte es noch geben, wenige, die, wie dieser, von der Natur geformt zu seyn scheinen, zur Grundfeste einer Stammburg fürstlicher Geschlechter. Und das war er; denn er trägt die Wiege zweier Fürstenhäuser Deutschlands, die des Preußischen und die des Hohenzollernschen Hauses.

Gefühle von Ehrfurcht und Wehmuth ergriffen mich, als ich im Sommer 1810 den Berg erstieg. War es der Eindruck, den das öde Bild der vor mir in die Wolken strebenden Burg erzeugte, oder war es der Gedanke an den traurigen Wechsel der Dinge, dem alles Irdische unterliegt, und der eben damals, wo das preußische Haus unter dem Drucke einer eisernen Zeit seufzte, um so mehr erregt ward! Hier sproßte das Geschlecht der Preußen auf, das sich mit Riesenkraft in einem Jahrhunderte zu einer kühnen Höhe emporhob, im Laufe eines Jahres so tief zurücksank, und, wie es damals schien, ohne Hoff-

nung. So dachte ich, als ich den Thoren mich näherte; so dachte ich, und tief aus der Brust entstieg mir der glühende Wunsch nach bessern Zeiten, die nun — Gott allein die Ehre! — gekommen sind.

Die Burg Hohenzollern, die man in der umliegenden Gegend nur „den alten Zoller" nennt, hat ihren Namen von dem Zolle, der am Fuße des Berges angelegt war. Zum Unterschiede von dem sogenannten Unterzollern, wo auch ein Zoll erhoben wurde, nannte man sie Hohenzollern. Sie liegt eine halbe Stunde von der Stadt Hechingen, dem Wohnorte seiner jetzigen Besitzer, der Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, entfernt. Der Berg, auf dem sie ruht, ist wohl 7- bis 800 Fuß hoch, so daß man eine kleine Stunde nöthig hat, ihn zu ersteigen. Ehe man an die eigentliche Burg kommt, muß man ein kleines Außenwerk passiren, das von großer Wichtigkeit gewesen seyn mag. Es ist der einzige Aufgang zur Burg, eng, und absatzweise durch neun, stark mit Eisen beschlagene Thore verwahrt, so daß, wenn einige auch erbrochen waren, der Feind noch immer an den letzten mit Steinen und Geschütz von oben herab zurückgehalten werden konnte. Für Pferde und Fuhrwerk muß dieser Weg höchst beschwerlich gewesen seyn. Selbst bei der jetzigen Art Krieg zu führen, würde dieser Burg wenig Schaden zugefügt werden können. Die benachbarten Berge sind entweder zu niedrig, oder zu weit durch, sich herumziehende Thäler, davon entfernt, als daß aufgerichtete Batterieen mit einiger Wirkung darauf spielen könnten. Indessen möchte sie

wohl, nach der heutigen Verfahrungsart in Kriegen, von keiner Wichtigkeit und höchstens zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten zu gebrauchen seyn.

Die eigentlichen Burggebäude haben die Form eines langen Vierecks, an welchem die vordere Seite offen ist. Einen Theil der rechten Seite nimmt das Zeughaus ein, welches mit altem Geschütz und Waffen aus dem mittlern Zeitalter angefüllt ist. Da trifft man Morgensterne, Schlachtschwerdter, Speere, Streitsicheln, Streitärte, Pickelhauben, ganze und halbe Harnische, eiserne Handschuhe und Fußrüstungen von allerlei Form und Arbeit an. Vorzüglich schön sind einige vollständige Rüstungen alter Grafen von Zollern, die ganz von Stahl und trefflich gearbeitet, auch zum Theil mit gothischen Zierathen ausgelegt sind. Nach der Höhe und dem Umfange dieser Rüstungen zu urtheilen, müssen die Herren von riesenmäßiger Größe gewesen seyn. Wenn man sich hierzu noch denkt, daß sie sich in diesen eisernen Oberröcken und Helmen, mit Schwerdtern, die wir jetzt kaum mit beiden Händen zu regieren vermögen, Tage lang in der größten Sonnenhitze herumschlugen, und unsere Kräfte damit vergleicht: dann treten uns freilich die Folgen unserer Verweichlichung deutlich genug vor die Augen. Ich glaube indessen, daß man sich bei einer solchen Folgerung auf Kosten der gegenwärtigen Generation irren würde. Jene alten Rüstungen scheinen zwar für einen weit größern Menschenschlag gemacht zu seyn, als der jetzige ist; sie sind es aber in der That nicht. Man bediente sich nemlich auch noch nach

der Erfindung des Schießpulvers der ritterlichen Rüstungen, jedoch nach einem vergrößerten Maaßstabe. Alle Vertheidigungswaffen, Harnisch, Helm und Schild, ursprünglich nur für Hieb, Stich und Kolbenschlag geeignet, wurden nun massiver und gewichtiger als vorher verfertigt, um auch kugelfest zu seyn. Ein völlig geharnischter Ritter hatte daher eine ungeheure Waffenlast zu tragen. Diese unverhältnißmäßig schwere Rüstung war selbst für die Stärkern so drückend, daß sie sie nicht lange zu tragen im Stande waren, und schon in ihren besten Jahren, besonders an Brust und Schultern, unvermögend wurden. Wenn man nun erwägt, daß die meisten von den Ritterrüstungen, die noch gegenwärtig in den Rüstkammern zu sehen sind, aus der Zeit herstammen, wo das Ritterwesen seinem Untergange nahe war, so darf uns die kolossale Schwere und Gediegenheit der alten Waffen nicht so sehr befremden, als gewöhnlich geschieht. Den Vorzug einer größern und gewandtern Leibeskraft muß und kann man zwar den alten Rittern zugestehen: er folgt ganz natürlich aus ihrer, ausschließlich dem Kampfe und Streite gewidmeten Lebensweise; daß man in ihnen aber sich lauter Giganten mit fast übermenschlichen Kräften denkt, heißt die Liebe zum Außerordentlichen zu weit treiben. Die ungeheure Größe und Schwere der Waffen aus dem sechzehnten Jahrhundert haben unstreitig zu solchen übertriebenen Vorstellungen Anlaß gegeben; und es scheint fast, als ob man den Ursprung von dieser Kolossalität entweder absichtlich übersehen will, oder nicht hinlänglich kennt. Wie früh

man aber damals den Körper zu dieser schweren Tracht abzuhärten suchte, beweisen uns kleine Harnische für Knaben von 12 bis 13 Jahren, wovon auch einer auf Hohenzollern zu finden ist.

Vor einigen und zwanzig Jahren holten zuweilen die Schüler der Jesuiten in Rotenburg am Neckar diese Rüstungen hervor, um sich ihrer bei Aufführung elender jesuitischer Possen zu bedienen, wo der Teufel, der Tod, das Fleisch, die Welt und die Religion, personificirt, Hauptrollen spielten. Jetzt aber liegen sie hier im Staube und rosten der Verwesung entgegen, wie die Leiber, die sie einst umschlossen. Ein Mäuseheer spielt Versteckens darin und schaukelt den vergoldeten Helm hin und her, aus dem einst feurige Augen hervorblitzten, oder nistet im gewölbten Brustharnisch, dessen kalte Rinde vielleicht ein warmes fühlendes Herz umschloß, von dem manch liebevoller Blick vergebens abglitt. Die Franzosen, welche auf ihren verwüstenden Heereszügen durch Deutschland keinen Winkel undurchsucht ließen, und Alles durchschnüffelten, um etwas Nehmbares zu erwittern, waren auch hier, begnügten sich aber dasmal mit dem bloßen Durchstören der Rüstkammer, und nahmen nichts.

Neben dem Zeughause findet man zwei Mühlen über einander, wovon die untere durch Pferde, die obere durch Menschen in Umtrieb gesetzt wird. Ein schönes, einfaches, mechanisches Werk! Vor funfzig Jahren, wo in der Gegend großer Wassermangel war, bediente man sich ihrer mit großem Nutzen.

Ueber dem Zeughause sind eine Menge großer geräumiger Zimmer und Säle nach der Art, wie die Alten bauten. In einem derselben verwahrte man in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen Grafen Oswald von Hohenzollersberg, der hernach zu Haigersloch als Gefangener starb. Er hatte die Ueberzeugung, daß ein Landesherr nach Willkühr seine Unterthanen todt stechen und schießen könne, und da er diese Ansicht nicht gutwillig aufgeben wollte, so sperrte man ihn hier ein, um ihn dazu zu nöthigen. Jetzt durchgeht man alle diese weitläufigen leeren Gemächer mit Aengstlichkeit und Besorgniß, daß ihr mürber Boden niederbrechen oder die geborstenen Decken herabstürzen möchten. Ein heftiger Zugwind saust durch sie hindurch, und nicht lange kann man an den Fenstern weilen, um den Blick auf die überaus weitläufige Landschaft zu werfen.

In einem andern Flügel der Burg ist eine kleine Kapelle. Ihr Alter ist das merkwürdigste, was sich davon sagen läßt. Sie zählt achthundert Jahre. Altar und Stühle sind noch da, und in der Höhe hingen die Reste eines Fähnleins, ein Spiel des Windes, der durch die zerbrochenen Fenster blies. Unter diesem Kapellchen ist die alte Gruft der Hohenzollernschen Familie. Die Hauptgebäude der Burg stehen noch unter Dach und Fach, aber bald werden die Elemente sie in eine schöne Ruine umgestalten, denn an ihre Erhaltung wird nichts mehr gewendet.

Die Oberfläche des Berges ist durch unterirdische Gänge und Kasematten, die mit unglaublicher Mühe und

Arbeit in den Felsen eingehauen sind, ganz unterminirt. Man glaubt in den Styx zu steigen, wenn man die finstern Treppen, die hinabführen, verfolgt, und erhält hier in den weiten großen Gewölben den deutlichsten Begriff von den schrecklichen Gefängnissen der Alten und ihren unterirdischen Sicherheitsanstalten. Ein Theil dieser Kasematten ist durch einige Personen bewohnt, deren Amt es ist, eine Lärmkanone loszubrennen, wenn sie in der umliegenden Gegend Feuer entdecken. Von diesen Bewohnern führte mich ein altes Mütterchen umher, das, ganz nach Art einer Kastellanin, mit geläufiger Zunge mir allerlei Unwichtiges aus ihrem Leben vorplauderte, und besonders gern und lange bei der Liste der hohen und höchsten Herrschaften verweilte, die sie schon hier herum zu führen „die hohe Gnade" gehabt habe. Wir gingen eben über den mit Gras dicht bewachsenen Schloßhof, als sie von einem Prinzen, ich glaube es war ein österreichischer, erzählte, der vor 30 Jahren hier oben ein Frühstück eingenommen, wobei sie ihn bedient, und wofür er ihr einen Cremnitzer Dukaten geschenkt, dabei die Backen geklopft, und sie „mein liebes Kind" genannt habe. „Ach! das „war gar ein lieber schmucker Herr," sprach sie in ihrem schwäbischen Dialekt, „und ich, i nun, ich war denn freilich auch ein dreißig Jahre jünger, war eine rasche Dirne, sprang fein lustig um den Durchlauchten Prinzen „herum, und war flink auf den Beinen. Jetzt freilich" . . . . da lag die Kastellanin in einer Vertiefung, die sie im Eifer des Gesprächs nicht gesehen, der Länge nach

vor mir ausgestreckt. Doch schnell raffte sie sich unter stillen Verwünschungen wieder auf. Der Strom ihrer Worte nahm hierdurch aber eine andere Wendung. Der österreichische Prinz war vergessen, und sie erzählte, um meinem Lächeln über den Unfall zu begegnen, was es mit dieser Vertiefung für eine Bewandtniß habe. Ein Becken oder Gefäß von einem Zoll dicken Kupfer, dreißig Fuß Tiefe und zehn Fuß im Durchmesser, hatte darin gestanden und zum Wasserbehälter gedient. Aus dem nicht weit entfernten Brunnen war es mittelst dreier unter der Erde weg laufender Kanäle mit Wasser gefüllt worden, wodurch immer eine bedeutende Masse Wasser zu jedem Gebrauch vorräthig gewesen war. Oben auf dem Rande hatten die Worte gestanden: „Marie Sidonie, Markgraefin von Baden", welche es in ihrem Wittwenstande hatte anfertigen lassen. Zu welcher Zeit man dieß schöne Kupferstück in Goldstücke verwandelt hat, habe ich nicht erfahren können.

Wenn man aus den Fenstern der Burg hinausschaut, so erstaunt man über die fast unbegrenzte Fläche, die sich um den hohen Bergkegel herumzieht und bis ins Duftige hinaus verliert. Wohl auf 20 Stunden in die Länge und gegen funfzig im Umkreise mag sie betragen, und der Oerter, die man bei ganz heiterm Wetter zählen kann, mögen leicht 200 seyn. Doch ist darunter kein Ort von Bedeutung, und unter den nahen tritt nur das Städtchen Hechingen besonders hervor. Ueberhaupt fehlt es bei all' ihrer Ausbreitung dieser großen Landschaft an Abwechselung

und Mannigfaltigkeit. Sie ist eintönig, und das Auge schweift über die weiten Flächen hin, ohne von anziehenden Punkten lange festgehalten zu werden. Nach der Schweiz und dem östlichen Theile von Schwaben hin ist die Aussicht durch die Gebirgskette der sogenannten schwäbischen Alp beschränkt, aber auch an diesen finstern schwarzen Kolossen weilt der Blick nicht lange. Dennoch wirst du mir unvergeßlich bleiben, altes Zollernsches Luftschloß. Es waren mir freundliche Tage, in denen ich dich sah, dich erstieg, und von dir hin nach dem Lande der Hochalpen schaute, in das der Wanderstab mich führte, als deine neun festen Thore wieder hinter mir lagen. Nicht mehr so leicht dreht ihr jetzt eure knarrenden Flügel in den verrosteten Angeln; denn hier wohnt nun Ruhe und Frieden. Für Jeden steht ihr offen, und eins nur schließt sich mit dem Sinken des Tags, genug, die jetzigen Schätze der Burg zu wahren. Gewechselt hat die Scene, geändert ist der Schauplatz. Die Ahnen des Hauses, die kühnen Erbauer der Burg, die rüstigen Streiter, die mit Helm und Panzer auszogen in den Kampf und sich furchtbar machten, denen Trompetenschall und Paukenklang entgegen wirbelte, wenn sie hier als Sieger heimkehrten — sie sind dahin! Die Zeit hat sie alle verschlungen. Ihre Gemälde verbleichen, ihre Schlösser verwittern, ihre Namen verlöschen. — So endet Alles auf Erden!

Den ersten Ursprung des Schlosses Hohenzollern birgt das Dunkel des mittlern Zeitalters, und wird schwerlich je zu bestimmen seyn. So viel ist gewiß, daß sein Name

schon

schon in Urkunden aus dem 11ten Jahrhunderte vorkommt. Damals war es, wie die meisten Bergschlösser in Deutschland, ein Raubnest. Die jetzigen Gebäude sind nach einer gänzlichen Zerstörung im Jahre 1430 erbauet worden. Die Veranlassung dazu gab Graf Friedrich von Hohenzollern, der Oetringer genannt, ein rüstiger, streitbarer Ritter, der, wie es die Sitte der damaligen Zeit mit sich brachte, täglich, nach verrichtetem Morgengebet, mit seinen Reisigen und Vasallen auszog, die nahen und fernen Reichsstädte zu befehden. Diese aber, der steten Plackereien müde, errichteten endlich einen Bund unter einander, besonders Reutlingen, Rothweil, Eßlingen und Ulm, und zogen im Jahre 1420 mit ihrer Mannschaft vor das Schloß, es zu belagern. Die Burg war aber zu fest; sie lagen zwei volle Jahre davor, ohne etwas auszurichten, und würden auch nichts haben ausrichten können, wenn sie nicht Hülfe erhielten. Der Graf hatte nemlich um diese Zeit die Gräfin Henrike von Wirtemberg durch einige gegen sie ausgestoßene Schimpfwörter beleidigt. Erbittert darüber, benutzte diese die Gelegenheit, sich zu rächen, und schickte den Belagerern 2000 Mann zu Hülfe. Graf Friedrich wurde nun auf seinem Berge immer enger eingeschlossen, und da endlich seine Lebensmittel aufgezehrt waren, suchte er mit einigen Reisigen zu entfliehen, ward aber ertappt, und von den Wirtembergern in einen Thurm zu Mümpelgard eingesperrt. Auf Vorbitten seiner Verwandtin, der Markgräfin von Brandenburg, ward er jedoch wieder frei gelassen, zog darauf ins gelobte Land,

fand aber unterwegs seinen Tod. Nach der Einnahme des Schlosses plünderten es die Sieger, zündeten es an, und rissen, was die Flammen nicht verzehren konnten, bis auf den Grund nieder, um den Ort auch ganz zu vertilgen, von wo aus sie so lange gedrückt und gedrängt worden waren. Diese Zerstörung ist wahrscheinlich auch die Ursache der Dunkelheit, in welcher die ältere Geschichte des hohenzollernschen, und mit ihr die des preußischen, Hauses eingehüllt ist, da die Urkunden und Dokumente, welche sie aufhellen könnten, damals vom Feuer verzehrt seyn mögen. Durch sie würde man sonst wohl genauer beweisen können, wie viel Graf Konrad von Hohenzollern dazu beigetragen hat, seinen Schwager, den Grafen Rudolph von Habsburg, der seine Schwester Klementia zum Weibe hatte, zur Kaiserwürde zu verhelfen. Rudolph, der ein so strenger Verfolger derer war, die den Befehdungen und dem Faustrechte nicht entsagen wollten, würde sonst gewiß nicht seinen Vetter, den Grafen Friedrich von Zollern, der nebst dem Grafen Ulrich von Wirtemberg sich mit den Waffen in der Hand gegen ihn wehrte, so gelinde behandelt haben, wie es bei dem in Stuttgart im J. 1286 errichteten Frieden — den Sattler in der Geschichte Wirtembergs im 1sten Theile mittheilt — geschah.

Als Graf Friedrich von seinem heiligen Zuge nicht wiederkehrte, übernahm sein Sohn, Graf Jos Niklas, die Regierung. Sein erstes Geschäft war, Anstalt zur Wiederaufbauung des Schlosses Hohenzollern zu machen. In dieser Absicht ließ er viel Holz fällen, und um den

Berg Zollern herum zubereiten und zuzimmern; allein die Reichsstädter, die nichts weniger wünschten, als daß diese Burg je wieder ihr furchtbares Haupt erheben sollte, fielen plötzlich über die Baumaterialien her, und ruinirten Alles.

Der Graf, zu schwach gegen so viele Feinde, suchte Hülfe bei seinen Verwandten und Nachbarn, den Erzherzögen von Oesterreich, den Markgrafen von Baden, den Grafen von Fürstenberg und Andern. Diese kamen auch, als man den Grundstein zum neuen Schlosse legen wollte, selbst dahin, legten in eigner Person Hand an das Werk, mauerten mit einem silbernen Hammer und dergleichen Kelle *), wobei ein Graf von Fürstenberg den Mörtel zutrug und ein Herr von Brandis ihn rührte, und gaben dadurch den Reichsstädtern zu verstehen, daß sie mit Wehr und Waffen diejenigen vertreiben würden, die sich unterfangen möchten, dem Bau des Schlosses Hindernisse in den Weg zu legen. Die Reichsstädte verhielten sich auch wirklich ruhig, und so erhob sich das Schloß mit allen seinen Gebäuden und Thürmen, so wie es jetzt noch steht, und ward im Jahre 1430 vollendet. Zur völligen Aussöhnung mit dem Hause Wirtemberg gab der Graf noch im J. 1456 dem Grafen Ulrich von Wirtemberg die schriftliche Versicherung: aus der Burg Hohenzollern, so wie aus der Stadt Hechingen, niemals etwas Böses gegen ihn oder die Seinigen zu unternehmen.

*) In der Mitte des 17ten Jahrhunderts befanden sich diese Geräthschaften, mit den Wappen derer, die damit gearbeitet hatten, bezeichnet, noch auf Hohenzollern.

Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts traf das Haus Hohenzollern über diese Burg mit dem Erzhause Oesterreich einen Oeffnungstraktat, vermöge dessen Oesterreich die Befugniß erhielt, eine Besatzung nebst dem Kommandanten hineinzulegen, welcher jedoch in allen wichtigen Angelegenheiten von dem zeitigen Fürsten abhängen, und von ihm seine Verhaltungsbefehle annehmen mußte. Oesterreich zahlte dagegen an das Haus Hohenzollern jährlich 5000 Fl. Oeffnungsgelder nebst einer Quantität Tyroler Wein.

Bei der damaligen Art zu kriegen, und bei den öftern Einfällen der Franzosen, die gewöhnlich in den schwäbischen Kreis und in die damaligen österreichschen Vorlande geschahen, mag Hohenzollern auch für Oesterreich von Wichtigkeit gewesen seyn. Dessen ungeachtet wurde es noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, im baierschen Kriege, von den Franzosen blockirt, und nach wenigen Tagen von dem österreichschen Kommandanten, der mit so weniger Mannschaft versehen war, daß er nicht einmal die Festungswerke hatte besetzen können, übergeben. Die Franzosen verließen es jedoch bald wieder freiwillig, nachdem sie allen Mundvorrath und auch Verschiedenes aus dem Zeughause mitgenommen hatten.

Das Oeffnungsrecht für das Haus Oesterreich dauerte bis auf den 1798 verstorbenen Fürsten Joseph Wilhelm von Hohenzollern fort. Dieser, welcher von seinem 16ten Jahre an, gleich seinen Vorfahren, ein treuer Anhänger des deutschen Kaiserhauses war, gab die Oeffnungstrakta-

ten aus Achtung gegen dasselbe auf. Der Schade war offenbar auf seiner Seite; denn da die Uebereinkunft von der Beschaffenheit war, daß sie nicht einseitig, sondern nur von beiden Theilen zugleich aufgehoben werden konnte, so hätte man Oesterreich immerhin die 5000 Fl. für das Oeffnungsrecht fortzahlen lassen sollen, das ihm, bei der veränderten Gestalt Krieg zu führen, doch von keinem Nutzen seyn konnte.

In einem Zeitalter, wo die Grenzen der wahren Geschichte und der fabelhaften Sage in einander laufen, wo der Despotismus der Stütze einer Ableitung von Heroen und Göttern der Vorzeit bedurfte, kann es uns nicht auffallen, von den Geschichtschreibern jener Tage die seltensten Behauptungen über den Ursprung der Regentenhäuser aufgestellt zu finden. Je tiefer zurück sie ihn führen konnten, je mehr es ihnen gelang, auf Namensähnlichkeiten mit römischen oder griechischen Helden, das dunkle Alter des Geschlechts zu gründen, desto größer und achtbarer erschien es ihnen, desto mehr erschmeichelten sie sich die Gunst der Familien, die es nicht minder für ehrenvoll und ihrem hohen Range angemessen fanden, wenn ihre Ahnen nicht erforscht werden konnten, oder doch nur auf dem Stamme uralter hochberühmter Namen die ersten Sprossen desselben zu entdecken waren. Wo aber auch nicht Schmeichelei bei solchen genealogischen Grübeleien die Feder führte, da that es Pedantismus. Es gehörte in jenen Tagen nun einmal zum gelehrten Historiker, solche Forschungen anzustellen und mit einer Menge von Hypo-

thesen zu prunken, damit ja das ohnehin schon Dunkle in ein noch immer dichteres Dunkel gehüllt ward, und solche Mißgeburten von Stammtafeln entstehen mußten, nach denen z. B. Griechenlands Herrscher von Zeus und Herakles, und Roms Könige von Aeneas in gerader Linie abstammen. Auch über den Ursprung des Geschlechts der Hohenzollern herrscht große Verwirrung in den Meinungen. Ein Theil leitet es vom fränkischen Könige Pharamund ab, ein anderer von dem italienischen Hause Colonna. Sie sagen: der Name des Schlosses Zagarolo, das dieses besessen, habe zu viele Aehnlichkeit mit dem „Zollern", als daß dieser nicht von jenem abstammen solle. Zur Zeit der Christenverfolgung unter Hadrian wären zwei Brüder Colonna nach Deutschland gekommen, hätten im Jahre 144 das Schloß Saldern erbaut, und wären die Stammväter des Hohenzollernschen Geschlechts geworden. Andere waren nun gerade der umgekehrten Meinung, und leiteten die Familie Colonna von den Hohenzollern ab. Noch andere erzählen ein Mährchen, um dem ersten bekannten Stammvater einen recht romantischen Ursprung zu geben, das ich hier, seiner Eigenthümlichkeit halber, mittheilen will.

Am Ende des 8ten Jahrhunderts habe nemlich ein Graf Isenbard von Altdorf gelebt, der mit Irmengard, einer Schwester der Kaiserin Hildegard, vermählt gewesen. Diese habe einst erfahren, daß eine Frau drei Kinder auf ein Mal geboren, und nicht begreifen können, wie dieß, ohne Ehebruch getrieben zu haben, möglich sey. Da ihr Mann derselben Meinung gewesen, so wäre das un-

schuldige Weib als Ehebrecherin verurtheilt und ersäuft worden. Kurz darauf habe Isenbard, der im Felddienste Karls des Großen gestanden, mit diesem zu Felde ziehen müssen, und seine Gattin schwanger zurückgelassen. Noch ehe er zurückgekehrt, sey sie ins Kindbett gekommen und habe zwölf Knaben zur Welt gebracht, die alle freilich klein, aber gesund gewesen wären. Zwölf Knaben? man sollte es kaum glauben. Indessen, wer mag daran zweifeln! Zeigt man doch in Losdun in Holland ein Becken, worin die dreihundert und fünf und sechzig Kinder getauft sind, welche eine Gräfin von Henneberg in einem Kindbette gebar; auch ist's ja bekannt, daß eine Gräfin Jutta von Querfurt neun Knaben auf ein Mal gebar: Kurz, Irmengard habe zwölf Knaben geboren. Die Geburt selbst habe ihr jedoch weniger Schmerzen verursacht, als der Gedanke, was ihr Mann, nach den von ihnen beiden bereits an den Tag gelegten Grundsätzen in obigem Falle, von ihr denken müsse. Da sie vermuthen können, daß er bald zurückkehren werde, so habe sie sich in der unbeschreiblichen Angst ihres Herzens entschlossen, die Früchte ihres Leibes lieber zu opfern, als ihren guten Namen in den Augen ihres Mannes befleckt zu sehen. Zu dem Ende wären eilfe der Knaben einem alten Weibe mit dem Auftrage übergeben worden, sie alle zu ersäufen, und einen Knaben nur habe sie zurückbehalten. Das alte Weib, dem die größte Verschwiegenheit anbefohlen worden, habe auch wirklich die eilfe zum Tode verurtheilten Kinder aufgepackt und sey dem Wasser zugegangen. Graf Isenbard,

der als ein guter Hausvater zu Haus seyn wollen, wenn seine Frau die Wochen hielte, habe sich deshalb vom Kaiser Urlaub erbeten, der ihm auch, doch ungern, und mit der unkaiserlichen Aeußerung: „er solle nur hinreisen und „sehen, was er für einen jungen Hund oder Wolf bekom„men!" endlich zugestanden sey. Glücklicherweise habe es sich nun gerade so getroffen, daß Isenbard dem alten Weibe dicht am Ufer des Flusses begegnet wäre, als sie eben im Begriff gewesen, den Mord zu begehen. Eine heimliche Ahndung oder Neugierde hätten ihn das Weib fragen lassen: „was sie in dem Korbe habe?" und als diese geantwortet: „junge Hunde, die ersäuft werden sol„len!" habe er, als Jagdfreund, solche zu sehen verlangt, ob sie vielleicht von guter Art und des Aufziehens werth seyen. Die Alte, blaß und zitternd, habe das nicht zugeben wollen, ihm anfänglich seine weibische Neugierde verwiesen; da er aber nicht nachgelassen, sich über den Korb hergelegt, und mit Händen und Füßen dagegen gestritten. Der Graf aber sey mit Gewalt hinzugetreten, habe ihr den Korb entrissen, und zu seinem größten Entsetzen die eilf lebendigen kleinen Knaben erblickt. Sein heftiger Zorn und seine Drohungen, sie auf der Stelle zu tödten, wenn sie nicht sage, wem die Kinder angehörten, hätten dem Weibe den Mund geöffnet, und, auf den Knieen liegend, sey Alles rein und klar von ihr eingestanden worden. Isenbard, vom höchsten Schmerz ergriffen, habe sich jedoch als ein recht zärtlicher Ehemann bewiesen, sich gefaßt, und dem Weibe anbefohlen, zurückzugehen, bei Todes-

strafe das Vorgefallene zu verschweigen, und seiner Hausfrau zu sagen, daß sie ihren Befehl vollstreckt, und die Knaben alle eilfe richtig ins Wasser geworfen. Als die Alte fort gewesen, habe der Graf seine eilf Kinder zu einem Müller, der in der Nähe gewohnt, gebracht, ihm anbefohlen, sie zu erziehen, und sey darauf zu seiner Ehefrau gekommen, ohne sich das Mindeste merken zu lassen. Von beiden Theilen wäre das wechselseitige Geheimniß auch sechs volle Jahre lang bewahrt, dann aber folgendergestalt enthüllt worden. Der Graf habe ins Geheim die beim Müller erzogenen eilf Kinder ganz in gleiche Farben und prächtig, und eben so auch den zwölften von der Mutter behaltenen Sohn kleiden lassen. Als er nun mit einer großen Anzahl Gäste, die er absichtlich eingeladen, eben an der Tafel gesessen, wären die eilf Knaben eingetreten. Die Verwunderung der Gäste über aller Kinder Aehnlichkeit mit dem Sohne des Grafen sey groß gewesen. Irmengard aber, die ohnehin schon von steten Gewissensbissen die sechs Jahre hindurch gequält worden, habe gezittert, sey blaß geworden, und da ihr durch die von ihrem Manne an die Gäste gerichtete Frage: was wohl eine Mutter verdiene, die eilf Kinder habe umbringen wollen? das Geheimniß klar aufgedeckt worden, sey sie ohnmächtig niedergesunken. Als sie sich wieder erholt, habe sie ihrem Manne fußfällig ihr Verbrechen, nebst der dazu gehabten Veranlassung, gestanden, und, von den Gästen und allen ihren Kindern unterstützt, Verzeihung erbeten. Isenbard, den ja schon sechs Jahre lang die Liebe zu seinem Weibe

stumm erhalten, und dem in der ganzen Zeit nicht der leiseste Vorwurf oder eine Anspielung auf diese That entschlüpft, sey leicht zu besänftigen gewesen, habe seine treue tugendhafte Irmengard in die Arme geschlossen und ihr gern Alles verziehen. Zur Verewigung dieser Begebenheit hätte er seine sämmtlichen Kinder die jungen Hunde oder Welfen genannt. Die eilf entfernten Kinder aber wären allesammt erblos gestorben, und nur der zwölfte, den Irmengard zurückbehalten, habe Nachkommen erhalten, und sey der Stammvater des königlich französischen Hauses Capet, so wie der Braunschweigschen und des Zollernschen geworden.

Stoff zu einem Romane bietet diese Erzählung reichlich dar, historischen Werth hat sie aber nicht; denn sie ist und bleibt ein reines Mährchen, durch das sein Erfinder dem Ursprunge des hohenzollernschen Geschlechts, wie gesagt, einen rein romantischen und originellen Anstrich zu geben beabsichtigte. Ich übergehe andere noch vorhandene Meinungen über den Ursprung der Hohenzollern, und theile nur die wahrscheinlichste mit, welche die ist, daß die Hohenzollern aus dem agilolphischen baierischen königlichen und herzoglichen Hause abstammen. Der erste bekannte Graf von Zollern hieß Thassilo, und lebte im zwölften Jahrhundert. Er und seine Nachkommen waren anfänglich kaiserliche Richter und Beamte, aber meistens mit ansehnlichen Gütern und Herrschaften in der Gegend Schwabens zwischen dem Neckar und der Donau angesessen, wo sie nach damaliger Einrichtung eine kaiserliche

Gerichtsbarkeit erhielten, die späterhin erblich wurde und dann in Landeshoheit überging. Ihr Ansehen und ihre Besitzungen wuchsen immer mehr, und in der Mitte des zwölften Jahrhunderts waren sie schon Burggrafen von Nürnberg. Von Thassilo's zwei Enkeln, Friedrich und Konrad, wurde der ältere der Ahnherr der beiden noch blühenden hohenzollernschen Häuser Hechingen und Sigmaringen. Der jüngere aber, welcher 1200 das Burggrafthum Nürnberg und dessen Sohn 1273 die Reichsfürstenwürde erhielt, wurde der Stammvater der Dynastie von Brandenburg und Preußen. Einer seiner Nachfolger, Friedrich I., Graf von Hohenzollern und Burggraf von Nürnberg, hatte nemlich dem immer geldarmen Kaiser Siegsmund nach und nach so bedeutende Summen vorgeschossen, daß dieser endlich die ihm gehörige Mark Brandenburg Friedrichen im J. 1415 dafür käuflich abtrat, und zwei Jahre später ihn, unter Zustimmung sämmtlicher Kurfürsten, auf der Kirchenversammlung zu Konstanz förmlich damit belieh, wodurch er der erste Kurfürst von Brandenburg aus diesem Hause ward. So theilte daher das Schicksal Konrads Geschlechte die Rolle einer großen glänzenden Laufbahn zu, während es Friedrichs Nachkommen nur einen kleinen Wirkungskreis anwies. Jenes sehen wir jetzt über Millionen herrschen, ihr Eigenthum von den Ufern des Niemen bis zum Vater Rhein sich ausdehnen, während dieses nur das kleine Erbland, von ungefähr 30 Quadratmeilen Größe, unter dem Namen eines Fürstenthums besitzt, das unter den politi-

schen Stürmen unserer Tage kaum seine Selbstständigkeit aufrecht zu erhalten vermochte.

* * *

Sattlers Geschichte Wirtembergs. — Pregizers Regierungs- und Ehrenspiegel des deutschen Reichs. — Das Journal von u. für Deutschland, 1r Bd. v. 1785. S. 398. — Pauli's preuß. Staatsgeschichte, 2r Bd. — Das deutsche Museum von 1782, 2r Bd. S. 89. — Der 11te Band der Auswahl kleiner Reisebeschreibungen und anderer statistischen Nachrichten. Leipzig, 1790. 8. S. 36. — Bernoulli's Sammlung kurzer Reisebeschreibungen, 3r Bd. S. 222. — habe ich, außer den an Ort und Stelle selbst gemachten Bemerkungen, bei Vorstehendem benutzt.

In Merians Topographie von Schwaben von 1643 ist eine Abbildung von Hohenzollern zu finden. Eine neuere, die jedoch wenig Werth hat, ist im Industriecomptoir in Leipzig in Querfolio erschienen.